Wie der Ver. Staaten Senat das Centennial im Ausland empfehlen will.

Der Senat des Congresses hat beschlossen, daß der Präsident das Ausland zur Theilnahme an der Weltausstellung in 1876 einladen soll, vorbehaltlich, daß dieselbe dem Bundesschatz keinen Cent kostet. Damit ist nicht gesagt, daß der Präsident an die ausländischen Regierungen schreiben soll, schicken Sie gefälligst Beiträge für die Weltausstellung, aber bezahlen Sie alle die betreffenden Unkosten selbst und rechnen Sie nicht darauf, daß ich einen Cent dazu hergebe. Das ist nicht damit gemeint, aber der Effekt ist derselbe.

Der Präsident wird zufolge des erwähnten Beschlusses, wenn derselbe auch im Haus angenommen werden sollte, eine direkte offizielle Einladung an das Ausland ergehn lassen. Den zweiten Theil desselben, daß der Ver. Staaten Schatz keinen Cent für die Ausstellung hergibt, wird der Präsident den fremden Regierungen nicht offiziell mittheilen. Das wäre eine offizielle Ungezogenheit und zugleich eine offizielle Blamage. Die großmächtige, reiche Republik ladet zu einem großen Nationalfest ein und fügt hinzu, daß Jeder für seine Theilnahme bezahlen muß. Das geht nicht. Aber statt dessen wird der Staatssekretär Fish eine offizielle Mittheilung an die Gesandten schicken, damit sie privatim den betreffenden Regierungen erklären, daß die Ver. Staaten keine Geld-Garantie für Kosten übernommen hat. Ist diese Aushilfe nun etwas weniger lumpig, lausig und erbärmlich, wie eine direkte Anzeige, daß der Gast sein Couvert nebst Trinkgeld selbst bezahlen muß?

Denn indem die Ver. Staaten Regierung zu einem Unternehmen einladet, das unter ihren Auspicien stattfindet, zugleich aber jede Garantie betreffend Kostenpunkt verweigert, ohne nur anzudeuten, oder sich darum zu bekümmern, Wer diese Garantie übernimmt, ladet sie offiziell zu einer Sache ein, wofür dem Ausland gegenüber gar keine Garantie gegeben ist. Niemand braucht eine solche faule Einladung zu berücksichtigen, sie ist eine Irritation, verbunden mit einer ungezogenen Grobheit.

Die Absurdität dieses Verfahrens wird noch klarer, wenn man bedenkt, daß die Ver. Staaten Regierung ein Unternehmen empfiehlt, über welches sie jede Verantwortlichkeit von sich weist, dessen Preiswürdigkeit sie also weder garantiren will noch kann. Das ist geradezu abgeschmackt und pflichtvergessen. Wenn dem B. St. Schatz damit vielleicht auch einige Millionen Dollars erspart werden, dem Ausland gegenüber wird der Regierung auch nicht ein Jota Verantwortlichkeit erspart werden, wenn die Weltausstellung den davon auswärts gehegten Erwartungen nicht entspricht, oder wenn Geldmangel den fremden Ausstellern gegenüber zu unangenehmen kleinlichen Verwicklungen führen sollten.

Daß man so viele Angriffe und Verhöhnungen bezüglich des Weltausstellungs-Projekts im Lande vernimmt, ist wahrlich kaum zu verwundern, nachdem dasselbe vom Congreß auf eine so infame Weise mißhandelt und vom Staatssekretär Fish auf eine so dornirte Art interpretirt worden ist. In der That ist wohl noch keine lumpigere Opposition gegen ein Projekt vorgekommen, welches bei gehörtiger patriotischer Unterstützung einen großartigen Erfolg gehabt haben würde, ohne einen Cent aus dem Bundesschatz nöthig zu haben, als dieses kopflose Wüthen und Toben gegen die Weltausstellung in 1876, wie es sich im Congreß vernehmen läßt; daß sich Hohn und Spott dieser ganzen Angelegenheit zu bemächtigen suchen, welche von deren berufenen Vertreter im Congreß so mißhandelt wird, kann Niemanden Wunder nehmen. Aber man soll dieses Hohn und Spott dahin richten, wohin er gehört, gegen den Congreß, der eine Farce aus dem patriotischen Projekt machen will, das er selbst indossirt hat, und nicht Philadelphia oder Pennsylvanien für diese Jämmerlichkeiten verantwortlich machen wollen. Doch die Durchführung der Sache selbst wird allen Gegnern die Augen darüber öffnen, mit welcher patriotischen Aufopferung Philadelphia und Pennsylvanien das einmal projektirte National-Unternehmen aus eignen Mitteln vor Untergang und einem Fiasko zu retten strebten und hoffentlich auch gerettet haben.

Amerikanische Universitäten.

Es ergehen Stimmen der Propheten in der Wüste, und da sie sich in immer größerer Anzahl und immer eindringlicher vernehmen lassen, so muß man fast hoffen, daß die Buße und Bekehrung des Volkes nicht mehr sehr ferne ist. Diese Stimmen predigen über die mangelhafte Einrichtung unseres Erziehungswesens, und zwar in den untersten Volksschulen sowohl, wie in den höchsten Bildungs-Anstalten des Landes. Unter diesen kompetenten Kritikern des amerikanischen Schulwesens nimmt der Präsident White von der Cornell Universität eine hervorragende Stelle ein. Erst kürzlich nahm er wieder Gelegenheit in einer wissenschaftlichen Versammlung das amerikanische Erziehungswesen als höchst ungenügend zu schildern. Selbst die höheren Bildungs-Anstalten arbeiteten nur auf Vorbildung zum Geldgewinn hin.

Das ist gewiß wahr, aber Herr White hätte hinzusetzen sollen, daß sie Das auf eine ganz unverantwortlich geistlose und oberflächliche Weise thun. Auch die Studenten auf deutschen Universitäten und technischen Hochschulen bilden sich für den Broderwerb aus, man versteht sie jedoch mit so gründlichen Kenntnissen, daß sie auch bei späterer ganz handwerksmäßiger Ausübung ihrer Wissenschaft wirklich im Stand sind Vorzügliches zu leisten und es mit jedem Concurrenten aufzunehmen. So führt die wahre Wissenschaft und das gründliche Studium auch zur besten Praxis und zum besten Gewinn.

Wie steht es dagegen hier zu Lande? Nicht gründliche Bildung, sondern den Schein der Bildung bringt man den Studenten bei. Ein jeder gründlich gebildete Jurist, Mediziner, Schulmann, Linguist, Theolog, Techniker, Chemiker, Ingenieur, Architekt ꝛc. aus dem Ausland ist im Stand alle diese auswendig gelernten, scheingebildeten Amerikaner aus dem Felde zu schlagen und furchtbar zu blamiren. Also allein schon vom Gesichtspunkt der vielgepriesenen praktischen Richtung der Amerikaner aus, sollte man erwarten, daß die gründliche Erlernung eines wissenschaftlichen Handwerks für praktischer und für lohnender gehalten werden sollte, als diese elende Scheinerziehung. Was helfen diese schönen, reich ausgestatteten Universitäten, wenn man bei jedem großen Unternehmen, bei statistischen Arbeiten, bei Brückenbauten, bei Aufführung großer Gebäude, z. B. der Centennial-Gebäude, sich fortwährend nach fremdgebornen, gründlich gebildeten Sachverständigen umsehen, sich nur auf sie verlassen kann. Die hiesige Schein bildung führt also nicht in der Art zu Geldgewinn, wie Das eine gründliche Bildung thun würde. Kann Das der „praktische" Amerikaner nicht begreifen, und wird er es nicht bald für praktischer halten etwas Tüchtiges zu lernen, ehe ihn die „Fremdgebornen" immer mehr aus Ackerbau, Kunst, Handwerk, Industrie und Wissenschaft ganz und gar auf das Gebiet der Spekulation und damit auf das der Korruption drängen?

Nun ja, die Stimmen in der Wüste mahnen dazu. Sie lassen sich deutlich genug vernehmen, aber die Wüste bleibt trotz alledem leider einstweilen noch immer Wüste. Vor allen Dingen steht der Mangel wirklich gelehrter Professoren und gebildeter Pädagogen einer gründlichen Reform im Wege. Dagegen gibt es nur ein Mittel. Strebsame Jünglinge müssen hinaus aus diesem Mühlrad äußerlicher Abrichtung, hinaus in eine freie, frische, geistige Atmosphäre, wie sie auf deutschen Universitäten herrscht, um von dort als Reformatoren des Unterrichts zurückzukehren. Das ist der Gesichtspunkt, welcher den Verein der Deutschen Presse von Pennsylvanien veranlaßt hat, ein Stipendium zum Studium der Pädagogik in Deutschland zu gründen für Graduirte der Staats-Normalschulen (Lehrer-Seminare) Pennsylvaniens.

Herr White macht auf einen anderen Haupt-Uebelstand der höheren Unterrichts-Anstalten im Lande aufmerksam. Das religiöse Sektenwesen, welches dieselben beherrscht, sagt er, erdrückt alle freie wissenschaftliche Bildung; nach dem Census von 1870 stehen 360 Collegen und Universitäten unter deren Einfluß; keines dieser Institute nimmt einen höheren wissenschaftlichen Rang ein. Fast alle sind durch Stiftungen von Anhängern einer Sekte gegründet und erhalten, und der Bedingung der strengen Aufrechthaltung des blinden Sektenglaubens unterworfen, welcher auf alle wahre Wissenschaft vernichtend einwirkt.

Wie sehr der Schein in diesen Anstalten herrschend ist, ersieht man unter Anderem daraus, daß die eine einen prachtvollen Teleskop erhielt, wofür sie weder Raum noch Lehrkräfte hatte; eine andere ein Observatorium, aber keine Instrumente; eine dritte eine botanische Sammlung, ohne daß sie einen Botaniker besaß; eine vierte hat ein mineralogisches Cabinet, aber keinen Mineralogen. Durchschnittlich kümmern sich diese Sekten-Universitäten gar Nichts um Naturwissenschaften, oder geben sich nur den Anschein davon, um Zöglinge herbeizulocken, oder um die Einwanderung anzulocken. Derartige Handels-Spekulationen erklärt Herr White für ganz verwerflich und nachtheilig.

Herr White empfiehlt zur Unterdrückung dieses Unfugs Errichtung von Staats-Universitäten, woraus jedes kirchliche Sectenwesen verbannt ist, ebenso wie aus den öffentlichen Schulen. Und auf diesen Universitäten sollte den ärmeren Studenten freier Unterricht ertheilt werden.

Es ist nur zu wünschen, daß die Stimme dieses Propheten in der Wüste überall vernommen werde. „Wer Ohren hat zu hören, der höre!"

Die Einwanderung nach den Ver. Staaten.

Der Strom der Einwanderung nach den Ver. Staaten schwillt jetzt wieder stark an, wird aber allem Anschein nach ansehnlich hinter der Einwanderung des vorigen Jahres zurückbleiben. Dies ist schon nach den jetzigen Ergebnissen für den New Yorker Hafen mit Bestimmtheit anzunehmen, während in anderen östlichen Häfen und namentlich in Philadelphia in erfreulicher Weise das Gegentheil stattfindet. Es ist das übrigens ganz in Uebereinstimmung mit den Resultaten des allgemeinen Handelsverkehrs der östlichen Häfen seit dem Beginn dieses Fiskal-Jahres. Während in den ersten acht Monaten desselben der Handel New Yorks mit dem Auslande um $19,401,975 abgenommen hat, hat in demselben Zeitraum der von Philadelphia um $8,244,157 und der von Baltimore um $6.194,226 zugenommen. Ebenso ist auch der Emigrantenverkehr unserer Stadt bedeutend stärker als im vorhergehenden Jahre, während er in New York bedeutend abgenommen hat. Das ist speziell in Bezug auf die deutsche Einwanderung der Fall und zwar aus guten Gründen. Die Einwanderungs-Commission von New York hat nämlich eine Reihe von Maßregeln vorgenommen, welche nicht verfehlen können, die deutsche Einwanderung nach New York zu schädigen. Ganz abgesehen von den wiederholten gröblichen Beleidigungen gegen den Präsidenten der deutschen Gesellschaft, welcher zwar Sitz, aber nicht Stimme in der Commission hat, sind von sämmtlichen erprobten Beamten der Commission, welche der deutschen Sprache mächtig waren, keine mehr im Amt. Es konnte ihnen nichts zur Last gelegt werden, als daß sie eben Deutsche sind, und selbstverständlich wurden ihre Plätze fast durchgängig durch solche Personen besetzt, welche nicht deutsch verstehen. Eine immense Massen-Versammlung von Deutschen wurde in Bezug auf diese Angelegenheit in New York gehalten und auf Beschluß derselben wurde durch eine Deputation der angesehensten deutschen Bürger der Stadt eine Beschwerdeschrift dem Governor und der Staats-Legislatur vorgelegt. Diese Vorstellungen haben nicht die geringste Beachtung gefunden und es ist Alles noch so wie zuvor.

In Philadelphia ist das anders. Hier werden die Einwanderer nicht nur ebenso wirksam, sondern noch besser gegen Schwindel und Beraubung geschützt, als in Castle Garden, sondern sie sind auch viel weniger in ihren Bewegungen beschränkt, werden nicht wie Gefangene behandelt, und finden ein viel freundlicheres Entgegenkommen. Die Geleise der Pennsylvania Eisenbahn, welche die Einwanderer aufs Comfortabelste und zu den billigsten Preisen direkt nach allen Theilen der Union befördert, gehen bis auf den Werft, an welchem die Einwanderer landen und so wird bei der Umladung des Gepäckes vom Schiff in die Eisenbahn Cars alles Gedränge Hin- und Herwerfen und Umherfahren durch die Straßen der Stadt vermieden. Das spart Zeit und Kosten und gewährt auch den Passagieren große Bequemlichkeit, indem sie, sobald sie das Schiff verlassen haben, gleich in die Eisenbahn-Car einsteigen können. Je mehr diese Thatsachen allgemein bekannt werden, desto größer wird auch der Emigranten-Verkehr auf unserer „Amerikanischen Dampfschiff-Linie". Derselbe ist jetzt thatsächlich mehr als hundert Prozent größer, als im vorigen Sommer, und es wird die Passage auf diesen Schiffen jetzt schon in vielen Fällen Monate im Voraus gesichert. Die warmen Empfehlungen derer, welche Reisen mit diesen Schiffen gemacht haben, und die bequeme Einrichtung, Sicherheit und Schnelligkeit der letzteren haben der „Amerikanischen Dampferlinie" eine so große Popularität verschafft, daß bereits ernstlich an den Bau additioneller Dampfschiffe für dieselbe gedacht wird.

Die Armee Frankreichs.

„Das militärische Jahrbuch für 1874 ist soeben bei Berger-Levrault erschienen. Es enthält 560 Seiten und geht auf alle Einzelheiten der Armeecadres ein. Beim Durchlesen dieses dicken Bandes, der mit jedem Jahre zunimmt, muß man über gewisse Angriffe der französischen Blätter gegen die Rede des Hrn. von Moltke und die Ueberfüllung der deutschen Armee staunen. Ihre Cadres sind ja doch um 40 Proc. schwächer, als die unsrigen und ihr Effectiv auf Friedensfuß um circa 10,000 Mann weniger stark, ohne die Mannschaft der zweiten Reserve, ohne die Contingents mitzurechnen, die nur einen sechsmonatlichen Dienst thut. Deutschland hat also durchschnittlich in Friedenszeit 40,000 Mann weniger auf den Füßen, als Frankreich; aber .... jenseits der Vogesen sind die Effective reell, während sie in Frankreich nur auf dem Papier stehen. Unsere Lage bringt eine Masse von Umwerthen mit sich, denen noch 10 bis 12,000 Soldaten beigezählt werden müssen, die eben so vielen überzähligen Officieren als Ordonnanzen dienen. Da die Nationalversammlung nächstens sich mit dem Cadres-Gesetz beschäftigen wird, das, wie man vernimmt, die Zahl der Infanterie- und Cavallerie-Officiere einigermaßen herabsetzen wird, so glaube ich mich hier langer Betrachtungen über die einzelnen Kapitel des Jahrbuchs entschlagen zu dürfen.

Noch besitzt Frankreich vier Marschälle, deren Rangältester der Graf Baraguey d'Hilliers ist, der am 18. August 1854, nach der Einnahme von Bomarsund, ernannt wurde. Der Präsident der Republik figurirt nach der Altersordnung als Zweiter auf der Liste der Marschälle und zählt mit. Die Constitution Rivet hatte ihm das Recht auf einen Ehrenplatz gegeben: man kann nicht leicht bescheidener sein.

Der commandirende Generalstab besteht aus 101 Divisionsgeneralen, 201 Brigadegeneralen, zu welcher auch die Herzöge v. Nemours und v. Aumale gehören, die aber als außerhalb der Cadres stehend und keinen Sold beziehend im Budget verzeichnet sind. Diese Besonderheit darf unter einer republikanischen Regierung nicht befremden, die officiell weder Prinzen noch Hoheiten zuläßt.

Die Infanterie besteht aus 144 Linienregimentern, 30 Jägerbataillonen, 4 Zuavenregimentern, 4 algerischen Tirailleursregimentern, 1 Fremdenregiment, 3 leichten afrikanischen Bataillonen und 3 Strafcompagnien. Die Cavallerie aus 77 Regimentern. Die Artillerie weist 38 so unvollständige Regimenter auf, daß wir besser daran thun, wie wir die gründliche Reorganisirung dieser Waffengattung abwarten, um über die Zusammensetzung der Cadres zu berichten. In jedem Regimente fehlen vier von dreizehn Batterien, drei Viertel der Unterhauptleute und die Hälfte der Lieutenants. Wie man sieht, werden mehrere Jahre nöthig sein, um die Artillerie vollständig herzustellen. Das Genie, der Train, das Sanitätscorps, die Verwaltungsdienste werden so eingehend umgestaltet werden, daß das Jahrbuch hinsichtlich dieser Corps dem Heere fernstehenden Personen nur ein ganz untergeordnetes Interesse bietet. Ich muß nur immer wieder auf die Ueberfüllung der französischen Cadres und die zahlreichen Uebelstände solcher Verhältnisse zurückkommen, deren bedenklichste Folgen die Erzeugung der Trägheit und die Unmöglichkeit sind, in welcher sich der Staat befindet, den Sold der unteren Offiziere zu verbessern, die in einer bedauerlichen Dürftigkeit ihr Dasein fristen. Alles, was ich sehe und höre, bestärkt mich in der Ueberzeugung, daß wir nie aus dem fehlerhaften Kreise, in welchem wir uns seit dem Beginne dieses Jahrhunderts bewegen, herauskommen werden. Unsere Offiziere trachten vor Allem nach goldenen Tressen, dann nach Beförderung und der Sold kommt zuletzt. Die einander ablösenden Regierungen bedürfen alle der Armee; um dem Mißvergnügen zu steuern, schaffen sie stets neue Aemter, deren Titulare in reichbetreßten Mützen einhergehen und einen lächerlichen Sold beziehen. So hat ein Infanterie-Bataillonschef, ein Grad, der nach 20jähriger Dienstzeit erklommen wird, 350 Frcs. monatlich, woraus er in Friedenszeit den Ankauf eines und in Kriegszeit zweier Pferde bestreiten muß. Die Lieutenants und Unterlieutenants der Infanterie verbringen 10 bis 12 Jahre ihrer Existenz mit einem zwischen 154 und 170 Frcs. variirenden Solde. Ein solches Elend ist wahrlich nicht dazu angethan, gebildete und intelligente junge Leute zu verlocken. Bald wird das Offiziercorps nur noch aus demjenigen der Unter-Offiziere rekrutirt werden können.

Preise der Lebensmittel in Amerika und Europa.

Das Arbeitsbureau in Massachusetts und das nationale statistische Bureau haben die Preise der Lebensmittel in Boston, mit denjenigen verschiedener europäischer Städte verglichen. Dieselben beziehen sich auf die Jahre 1872 und 1873 und dürften zum Zweck der Vergleichung auch jetzt gelten. In Boston kostete ein Faß superfeines Mehl $9.50. Es gibt nur wenige Plätze in Europa, wo es wohlfeiler war. In Birmingham kostete es $9.56; in Bradford $10.40; in Portlaw, Irland, $10.19; in Wales $10; in Württemberg $9.84; in München $13.67; in Berlin $12.26; in Cöln $11.53; in Frankfurt $14.33; in Triest $13.28; in der Schweiz von $11.03 bis zu $12.44; in Palermo $22.05; in Frankreich von $9.65 bis zu $17.64; in Odessa $9.56. Von allen diesen Plätzen war das Mehl, wie man sieht, theurer als in Boston, und nur in Dänemark, in Elberfeld, Preußen, und einigen englischen Städten war es wohlfeiler, da man dort ein Faß superfeines Mehl für $9.08 und $9.38 haben konnte.

Der Preis für frisches Rindfleisch zum Braten betrug in Boston 18 Cents per Pfund. In Sachsen kostete es 14½ Cents; in Danzig 16⅔; in Dänemark 11½; in Basel 15½; in Lyon 10½; in Odessa 11½; in England und Schottland von 22½ bis 25⅔; in Irland von 20½ bis 22½; in Berlin 18½; in München 19; in Elberfeld 27; in Wien 22 und in Nizza 21½. Also auch in Bezug auf diesen Artikel giebt es nur wenige Plätze in Europa, wo das Rindfleisch, eines der wichtigsten Lebensmittel, wohlfeiler ist, als in Amerika.

Schaffleisch war hier billiger als in irgend einem Lande Europas. Ein Pfund vom Vorderviertel kostete in Boston 8 Cents; in England und Schottland dagegen 20½ und 22½ Cents; in München 11½; in Düsseldorf 21½; in Dänemark 11⅔; in Palermo 22½. Aehnlich verhält es sich mit anderen Sorten von Schaffleisch.

Kalbfleisch war und ist hier entschieden billiger, als in irgend einem Lande der Welt. Gesalzenes Schweinefleisch kostete in Boston 10 Cents; in Baiern 36 Cents; in verschiedenen Theilen Englands 18; in Frankfurt 24⅔ Cents und in einem ähnlichen Verhältniß sind die Preise in ganz Europa.

Vom Thee wird nachgewiesen, daß er in Amerika bedeutend wohlfeiler ist als irgendwo in Europa, Dänemark ausgenommen. — Rio Kaffee kostete 32½ Cts. und war etwas theurer in Boston als in Sheffield und Birmingham, England, aber wohlfeiler als in allen übrigen englischen Städten. In Hinsicht auf diese Artikel befindet sich Deutschland im Vortheil. Die Kaffeepreise waren 28 Cents in München und 29½ Cts. in Berlin. In einigen Theilen Preußens dagegen kostete das Pfund Rio Kaffee 40 Cents. In Dänemark und der Schweiz war er billiger. Zucker war wohlfeiler, als in irgend einem europäischen Lande. Kartoffeln, Milch, Butter und Käse sind in England ebenso theuer, als hier. Dagegen zahlt man hier mehr für Kohlen und Holz. Kleider, Schuhe u. s. w. sind hier und in England ungefähr gleich im Preise, aber theurer, als auf dem europäischen Continent. Alles in Allem könnte man, gestützt auf diese Angaben den Beweis liefern, daß der amerikanische Arbeiter bedeutend günstiger gestellt ist, als der europäische, wenn nicht der leidige Miethzins, der hier höher ist, als irgendwo in der Welt, einen großen Theil dieser Vortheile illusorisch machte.

Zur Vorgeschichte des deutsch-französischen Krieges.

Die bonapartistische Partei in Frankreich macht bekanntlich alle Anstrengungen, um Sedan vergessen zu machen und ihre Schuld an dem unglücklichen Kriege vom Jahre 1870 auf andere Schultern zu wälzen. Doch scheinen alle diese Anstrengungen vergeblich zu sein, denn es vergeht beinahe kein Tag, an dem nicht neue Beweise für das an Frankreich verübte Verbrechen in die Oeffentlichkeit gelangen. Erst vor Kurzem hat eine im Temps veröffentlichte Depesche des Grafen Benst jene lügnerischen Behauptungen Gramont's in den Sand gestreckt, wonach Frankreich den Krieg nur vom Zaune gebrochen hätte, weil es der militärischen Unterstützung Oesterreichs sicher war. Jetzt theilt die Independance Belge ein Document mit, welches bis zur Evidenz darlegt, daß die Urheberschaft des Krieges Louis Napoleon zur Last fällt. Dieses Document, für dessen Authenticität die Independance Belge vollständige Garantie übernimmt, ist ein Bericht über die Berathungen, welche im Schoße der imperialistischen Regierung geführt wurden und deren Resultat jene famose Erklärung war, welche der Duc de Gramont am 6. Juli 1870 im Corps Legislatif zur Verlesung brachte. Dem Documente, das die Independance Belge mit Recht „ein Blatt Geschichte" nennt, entnehmen wir folgende Details:

Die von Cochery am 5. Juli 1870 eingebrachte Interpellation über die eventuelle Candidatur eines preußischen Prinzen für den spanischen Thron hatte die Regierung in nicht geringe Verlegenheit versetzt. Sie schlug hatte erst am 3. Juli, Abends, durch eine Depesche des Gesandten in Madrid, Mercier de Lostende, Kenntniß davon erhalten, daß Prinz Leopold von Hohenzollern, im Einverständnisse mit Prim, sich um die spanische Krone bewerben hatte. Hiezu kam noch, daß in Folge der Ungeduld, welche in Paris herrschte, Klarheit in diese Angelegenheit zu bringen, mit Berlin, Wildbad und Madrid eine telegraphische Correspondenz angebahnt wurde, welche dadurch, daß die Depeschen sich kreuzten, eine gewisse Confusion hervorbrachte. Die Interpellation unbeantwortet lassen wollte die Regierung auch nicht, und die Minister versammelten sich demnach noch am Tage der Interpellation (5. Juli), um 5 Uhr Nachmittags, zu einer Berathung im Schlosse zu Saint-Cloud. Ein Beschluß wurde nicht gefaßt, doch sprachen sich alle Minister für den Frieden aus. Der Kaiser zeigte sich schweigsamer als je und sehr besorgt sowohl bezüglich der äußeren, als auch der inneren Lage. Bereits am 3. Juli, Abends, hatte er die Befürchtung ausgesprochen, die Opposition könnte aus der Angelegenheit eine Waffe schmieden, doch legte er in Ausdrücken, welche über seine Friedensliebe keinen Zweifel aufkommen ließen, seine Ansichten dar, wie man in der Frage vorgehen möge.

Noch am selben Tage fand nach dem Diner ein zweiter Ministerrath statt, und wurde in demselben beschlossen, Gramont und Olivier mit der Abfassung einer Erklärung zu betrauen, welche in einer am folgenden Tage (6. Juli) abzuhaltenden Sitzung discutirt werden sollte. Während jedoch Louis Napoleon diesem zweiten Ministerrathe präsidirte, hatte Baron Jerome David eine längere Unterredung mit der Kaiserin. Diese theilte im Gegensatz zu ihrem Gemahl durchaus nicht dessen Besorgnisse. Sie befand sich bereits seit dem 3. Juli Abends in einem außerordentlich aufgeregten Zustande und hatte häufige Besprechungen mit ihren Vertrauten, wobei sie sich sehr kriegerischer Ausdrücke bediente. Kaum war der Kaiser aus dem zweiten Ministerrathe zurückgekehrt und allein, als Eugenie ihn ins Verhör nahm. Beide Gatten hatten eine bis 1 Uhr Nachts währende Unterredung, der auch Jerome David zum Theile beiwohnte.

Die Haltung Louis Napoleon's in den beiden am 5. Juli stattgehabten Conseilsitzungen hatten keinen Zweifel darüber aufkommen lassen, daß es sein aufrichtigster Wunsch war, den Frieden zu erhalten; wie überrascht waren demnach auch alle Minister, als in der am anderen Morgen um 10 Uhr abgehaltenen Ministerberathung der Kaiser eine vollständige Sinnesänderung an den Tag legte. Die von Gramont und Olivier redigirte Antwort auf Cochery's Interpellation wurde vorgelesen; sie lautete in ihrer ursprünglichen Fassung wie folgt:

„Es bestätigt sich, daß Marschall Prim dem Prinzen Leopold von Hohenzollern die Krone Spaniens angetragen und daß Letzterer sie angenommen hat.

„Das spanische Volk hat sich jedoch noch nicht ausgesprochen, und wir kennen die wahren Details dieser Verhandlung, welche vor uns geheim gehalten wurde, noch nicht.

„Eine Discussion könnte demnach heute zu keinem Resultate führen; wir bitten Sie daher, meine Herren, sie zu vertagen.

„Wir haben nicht aufgehört, der spanischen Nation unsere Sympathien zu beweisen und Alles zu vermeiden, was den Anschein irgend einer Einmischung in die inneren Angelegenheiten einer edlen und großen Nation hat, welche sich in voller Ausübung ihrer Souveränität befindet.

„Wir werden in dieser Haltung verharren, wir rechnen jedoch auf die Weisheit des deutschen Volkes und auf die Freundschaft Spaniens, um ein Project zu beseitigen, welches auf nichts weniger als auf die Störung des europäischen Gleichgewichtes zum Nachtheile unserer Interessen abzielt."

Bei der Debatte über diesen Entwurf wurde der erste Absatz unverändert angenommen. Im zweiten Absatze wurde das Wort nicht durch gar nicht und dieser durch einer und im dritten Absatze das Wort heute durch jetzt ersetzt. Erst bei der Berathung des vierten Absatzes griff der Kaiser persönlich in die Debatte ein. Er beantragte zu demselben folgenden Zusatz:

„Wir sind mit Rücksicht auf die verschiedenen Thronprätendenten aus der strictesten Neutralität nicht herausgetreten, und wir haben niemals für einen derselben Vorliebe oder Abneigung an den Tag gelegt."

Diese Sinnesänderung des Kaisers kam mit einer gewissen Heftigkeit zum Ausdrucke, welche die Minister in Erstaunen versetzte. Den Absatz 5 wollte Louis Napoleon ganz verändert wissen und beantragte folgende Fassung:

„Wir werden in dieser Haltung verharren, aber wir können nicht glauben, daß die Achtung der Rechte eines Nachbarvolkes uns zu dulden verpflichtet, daß eine fremde Macht zu unserem Nachtheile das gegenwärtige Gleichgewicht der Kräfte in Europa verändern und die Interessen wie die Ehre Frankreichs in Gefahr setzen könne."

Der Kaiser äußerte hiebei auch, daß die Erklärung viel bestimmter lauten müsse, als sie Grammont und Olivier abgefaßt hatten. Letzterer ergriff hierauf das Wort, stimmte der Bemerkung des Kaisers zu, daß eine entschiedene und klare Erklärung den Frieden, den man bewahren wolle, sichern werde, und amendirte den Antrag des Kaisers nur insoferne, daß hinter den Worten: „fremde Macht" der Satz „indem sie einen ihrer Prinzen auf den Thron Karl's V. setzt" eingefügt werde, womit der Kaiser sich einverstanden erklärte. Es sprachen sich nun alle Minister, und zwar dahin aus, daß man nicht zu verwegen handeln dürfe, und daß sie die ursprüngliche Redaction der neuen Fassung vorzögen, was ja die Möglichkeit nicht ausschließe, später, wenn es nöthig sein sollte, eine deutlichere Erklärung abzugeben. Einer der Minister wendete sich direct an den Kaiser und sagte, die Angelegenheit sei bedenklich, und es sei gefährlich, mit dem Feuer zu spielen. Louis Napoleon bestand darauf, daß seine Fassung angenommen werde, und die Minister gaben nicht ohne eine gewisse Besorgniß ihre Zustimmung.

Der Duc de Gramont beantragte dann, daß der sechste Absatz lauten möge:

„Diese Eventualität, wir haben die zuversichtliche Hoffnung, wird sich nicht verwirklichen."

Dieser Antrag wurde nicht ohne eine gewisse Befriedigung acceptirt, da er als Correctiv der vom Kaiser vorgeschlagenen Zusätze betrachtet wurde. Als siebenter Absatz wurde von einem Minister der Absatz fünf des ursprünglichen Entwurfes mit dem Anfang: „Um sie zu verhindern, rechnen wir gleichzeitig auf die Weisheit des deutschen Volkes und auf die Freundschaft des spanischen Volkes u. s. w." in Antrag gebracht. Der Kaiser bekämpfte diesen Passus, doch wurde er trotzdem, nachdem sich alle Minister für denselben ausgesprochen hatten, angenommen. Zum Schlusse beantragte der Kaiser noch als achten und letzten Absatz Folgendes:

„Wenn es anders kommen sollte, so werden wir, stark durch Ihre Unterstützung, meine Herren, und durch jene der Nation, unsere Pflicht ohne Zaudern und ohne Schwäche zu erfüllen wissen."

Mehrere Minister fanden diese Phrase zu stark, doch dachten sie nicht, daß dieselbe den Krieg zur Folge haben würde, und waren Alle darin einig, daß dieser letzte Absatz die eigentliche Gefahr berge. Erst nachdem der Souverän ernst und entschieden seinen Willen ausgesprochen und durchblicken hat lassen, daß er seine Ansicht nicht aufgeben werde, hatten die Minister die Schwäche, ihre Willfährigkeit dem Kaiser gegenüber so weit zu treiben, daß sie der von ihm beantragten Erklärung, welche eine friedliche Lösung unmöglich machte, zustimmten und sie einstimmig annahmen. Emil Ollivier fertigte eine Copie des Documentes aus, setzte die Worte „No variatur" darunter und überzab dieselbe dem Duc de Gramont, der um 1 Uhr Saint-Cloud verließ, um sich nach dem Corps Legislatif zu begeben.

Vermischtes.

Bei Butte des Morts in Wisconsin hat eine Gesellschaft 1600 Acker Land angekauft, um darauf ausschließlich die Zucht von Moschusratten zu betreiben. Voriges Jahr fing man auf dieser Fläche etwa 4000 dieser Ratten und im heurigen hoft man deren 6000 zu fangen.

Ein Freund der Freiheit. Man berichtet uns aus Graz: Auf eine Weise, die durch ihre Rechtlosigkeit verblüfft, ist ein Häftling, Namens Ortwein, aus dem hiesigen Criminal-Gefängniß entwichen. Da es in diesem Gebäude bekanntlich an Räumlichkeiten sehr gebricht, so spielt sich aller Verkehr der Häftlinge mit der Außenwelt in dem engen Zimmerchen des Kerkermeisters und in einer kleinen Kammer ab, die neben diesem liegt. In der erwähnten Kammer wartete Ortwein auf seinen Vertheidiger, um ihm es sich besprechen sollte, als ihm plötzlich der Gedanke kam, die günstige Gelegenheit zu ergreifen und zu entfliehn. Rasch entschlossen, öffnete er den Garderobe-Kasten des Kerkermeisters, machte eilig Toilette, setzte eine grüne Brille auf, die er im Kasten fand, und trat nun, völlig metamorphosirt, in das Nebenzimmer, wo der Kerkermeister am Schreibtische saß und die anbrängenden Parteien abfertigte. Ohne weiter beachtet zu werden — man hielt ihn für einen Vertheidiger — passirte Ortwein mit einem höflichen „Empfehle mich bestens" das Zimmer, gelangte so auf den Gang und von da ins Freie. Heute Morgen erhielt der Kerkermeister einen liebenswürdigen Brief, worin sich Ortwein ob der Entführung der Kleider entschuldigte, die „Noth der Umstände" geltend machte und gleichzeitig die Adresse jenes Trödlers angab, wo die Kleider versetzt seien und vom Kerkermeister — ausgelöst werden könnten.

Einundvierzig Kinder eines Vaters. Der Deutsche Johann Heppner in Reading, Pa., wurde nach und nach Vater von einundvierzig ehelichen Kindern, welche er freilich größtentheils überlebt hat. Im Jahre 1840, wo er 25 Jahr alt war, verheirathete er sich zum ersten Male. Es war dies noch in Deutschland. In der 8jährigen Ehe mit seiner ersten Frau beschenkte ihn diese mit siebzehn vollkommen ausgebildeten Kindern; das erste Mal gebar sie Zwillinge, das zweite Mal wieder Zwillinge, das dritte Mal Drillinge, das vierte Mal Drillinge, das fünfte Mal Drillinge, das sechste Mal Drillinge, das siebente Mal ein einziges Kind. Diese 17 Kinder sind jetzt alle todt. Nach dem Tode seiner ersten Frau blieb Heppner kein ganzes Jahr Wittwer, dann verheirathete er sich in Deutschland zum zweiten Male. Im Jahre 1849 gebar ihm diese zweite Frau ein Kind, für ihn No. 18. Am Weihnachtstage desselben Jahres gebar sie ihm ein zweites, für ihn No. 19. Dann gebar sie ihm fünf Mal nacheinander Zwillinge und darauf drei Mal je ein einziges Kind. Im Ganzen schenkte sie ihm also 15 Kinder. Nach 9jähriger Ehe starb sie. Im Ganzen hatten also dem Heppner seine zwei ersten Frauen 32 Kinder geboren. Davon leben jetzt nur noch 2 aus zweiter Ehe. Noch zu Lebzeiten seiner zweiten Frau war er mit Familie nach Amerika verzogen. Nach dem Tode dieser verheirathete er sich im Jahre 1858 in Reading zum dritten Male mit einer Wittwe, mit der er noch bis jetzt glücklich zusammen lebt. Sie hat ihm während ihrer 16jährigen Ehe bis jetzt 9 Kinder geboren — immer nur eins auf einmal. Dazu kommt ein Kind seiner jetzigen Frau aus erster Ehe, das noch am Leben ist. Im Ganzen war er also Vater von 42 Kindern. Von den 41 Kindern, deren Erzeuger er war, leben noch 5, 3 aus seiner dritten und 2 aus seiner zweiten Ehe. Welch' ein Patriarch würde dieser erst 59 Jahr alte Mann sein, wenn seine sämmtlichen Sprößlinge noch lebten! Da aber beinahe alle gestorben sind, so hat er, abgesehen von der ihm gebliebenen fünf- oder sechsfachen Vaterfreude, nur die traurige Genugthuung, einen halben Dorffriedhof mit den Sprossen seiner Lenden bevölkert zu haben.

Geo. Brant saß unter der Anklage des Diebstahls seit September 1873 im County Gefängniß in St. Louis und entfloh daraus am 31. Januar 1847; am 21. Februar wurde er in Chicago verhaftet und dann nach dem County-Gefängniß in St. Louis zurück gebracht. Sodann von den Geschworenen des Diebstahls schuldig befunden, wurde er zu zwei Jahren Zuchthaus verurtheilt. Seit Jahren ist Brant mit der Wittwe Mitchell vertraut, welche ihm bei seinen Diebstählen als Hehl